

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 261

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Hamburg

Vorarlberg

Thurgau

Schaffhausen

Rapperswil-Jona

Eritrea

Wer kauft schon Holz inmitten eines Waldes.

TEXT UND BILDER: NEIL NEIN

Wir sitzen vor dem traditionsreichen Club «Knust» beim zu frühen Bier. Der Besitzer, ein richtiges Hamburger Original, hält einen wirren Monolog: «Alterssex ist überbewertet», schimpft er und seufzt selbstironisch, während sein Rotwein überschwappt. Ohne erkennbaren Zusammenhang wechselt er zu seinem kaputten Fernseher, auf dem er den Gästen seit Jahren lieber Biathlon als Fussball zeigt. «Ja, die alten Röhrendinger», sagt er verschwörerisch. «Wir haben da ja früher schon ganz genau hingeschaut, damit die wissen, dass wir wissen, dass sie es wissen.» Ich habe keine Ahnung, wovon der Mann redet. Und trotzdem war es wohl die spannendste Unterhaltung, die ich am diesjährigen Reeperbahn-Festival gehört habe.

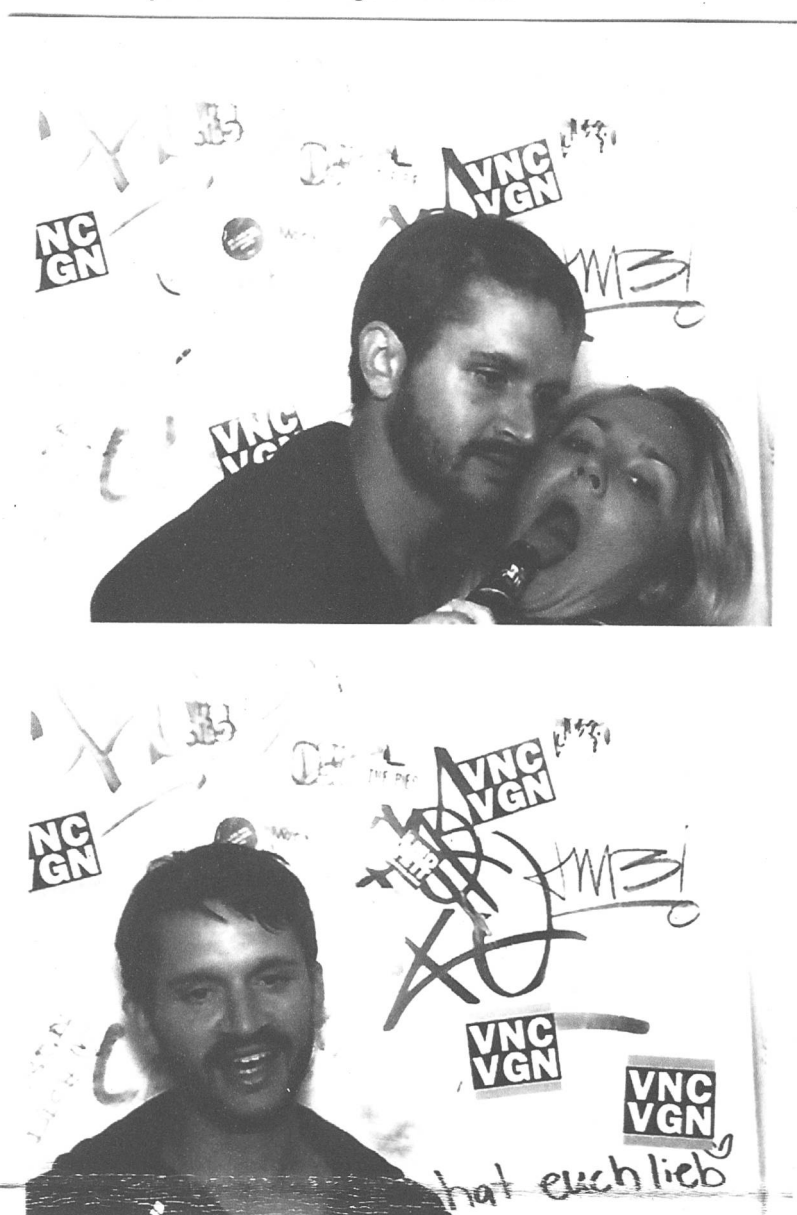
Bei dir so?

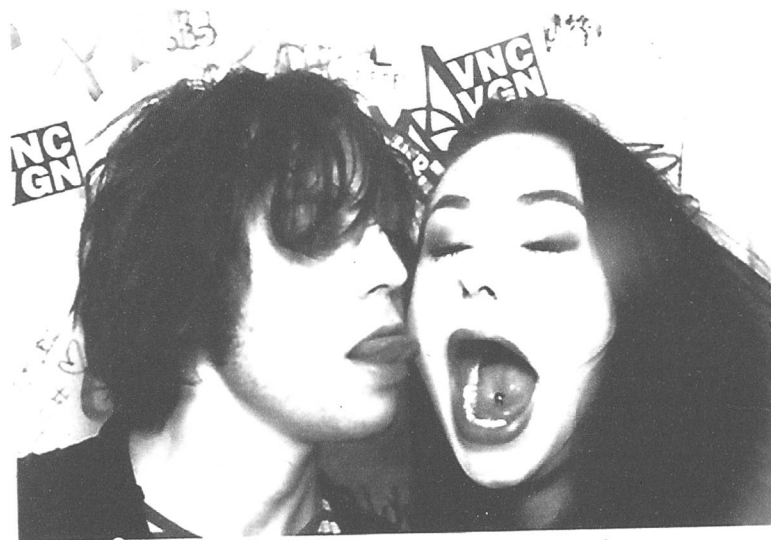
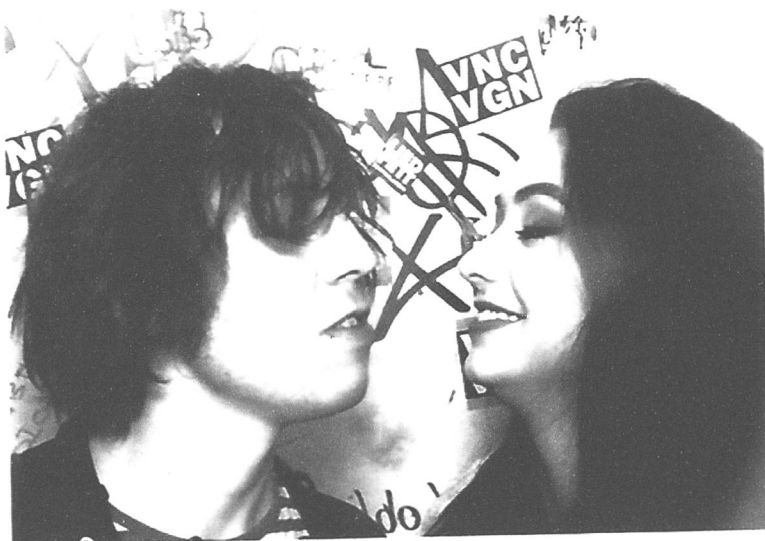
An der Reeperbahn findet jedes Jahr im September ein Clubfestival mit über 30'000 Besuchern statt. Es ist Party und Business-Plattform in einem, vergleichbar mit dem Zürcher m4music. Einfach in gross. Und in bunt. Und mit Brüsten. Jedenfalls besteht auch hier ein elementarer Teil des Programms aus Panels und Workshops, und so trifft sich nicht unbedingt der gemeine Musikkonsument, sondern eher die Industrie, um den neuesten heissen Scheiss zu entdecken. Ursprünglich sollte ich mich hier im Auftrag eines Musikmagazins mit einer Newcomer-Band durch Hamburg trinken. Das fiel kurzfristig ins Wasser. Akkreditiert war ich aber sowieso für eine grosse Schweizer Tageszeitung. Parallel bewarben eine Radio-Kollegin und ich das Festival in unserer Abendsendung. Und jetzt auch noch Saiten. Wenn es um Festival-Akkreditierungen geht, bin ich also ein Medien-Chamäleon. Aber Musikjournalisten reisen ja nur zu gerne ohne konkreten Auftrag an derartige Events. Mindestens um zu Netzwerken, was ein Euphemismus für kollektive Masturbation ist, vor allem aber auch eine Ausrede, sich auf Arbeitszeit zu betrinken. Mit etwas Glück sogar bei vergünstigtem Alkohol.

Folgerichtig ist das gefährlichste Territorium bei diesen «Business-Mixern» – ein Wort, das für mich irgendwie nach Kapitalisten-Smoothie klingt – die Bar. Da kann es absurderweise sogar passieren, dass man gegen seinen Willen auf Getränke eingeladen wird. Ich warte also auf mein Bier. Auftritt Promo-Mensch. Einer von der Sorte, die ihren Akkreditierungs-Badge stolz um den Hals tragen. Das Standard-Repertoire beherrsche ich mittlerweile aus dem Effeff... «Ah, hey! Du auch hier?... Danke, ein bisschen verkatert, sonst aber gut. Bei dir so?»

Bevor er mir die Gelegenheit gibt, nach dem Smalltalk in Würde von dannen zu ziehen, will er unbedingt mein Bier bezahlen. Ein geschickter Schachzug – somit bin ich verpflichtet, mich auf ein Gespräch einzulassen und mir die neuesten vermeintlichen Meilensteine der Bands, die er gerade promotet, anzuhören. Irgendwelche Ferienjob-Rockstars mit dünnem Sound – meist eine mittelmässige Kopie von was auch immer gerade international im Gitarrenbereich zieht – und dickem Promo-Budget. Nach einer Viertelstunde schleiche ich mich mit der klassischen Harndrang-Ausrede

Nicht der Autor, aber ein Fotostreifen, den er am Reeperbahn Festival gefunden hat.





Der Autor mit seinem privaten Netzwerk.

davon und komme mir vergewaltigt vor. Der Typ hatte mir voll ins Gesicht ge-networkt.

Das ist natürlich Jammern auf hohem Niveau. Traurig daran ist aber, dass, während wir uns hier hinten alle erzählen, wie toll wir sind, vorne eine Band ein Showcase spielt und kein Schwein zuhört. Wir Kultur-Journis echauffieren uns gerne darüber, dass niemand wegen der Musik Festivals besucht. Selber halten wir uns aber häufig für derart abgeklärt, dass wir den Künstlern höchstens für einen Drittel Song unsere Aufmerksamkeit schenken. Label-Vertreter sind auch nicht besser. Ich mache das jetzt schon fünf Jahre und habe noch nie einen dieser Promo-Menschen tanzen sehen.

Ebenso traurig ist, dass man in diesem Kontext keine freundschaftlichen Gespräche führen kann. Im (der Gentrifizierung zum Opfer gefallenem und nun an neuem Standort wiedereröffneten) Molotow-Club treffe ich einen Vertreter eines Major-Labels, den ich eigentlich aufrichtig mag. Wenn ich mich der Sympathie wegen mit ihm unterhalte und er das Gespräch nach fünf Minuten auf seine Acts lenkt, fühlt sich das trotzdem an, als würde man mir eine Versicherung andrehen.

Kennen wir uns?

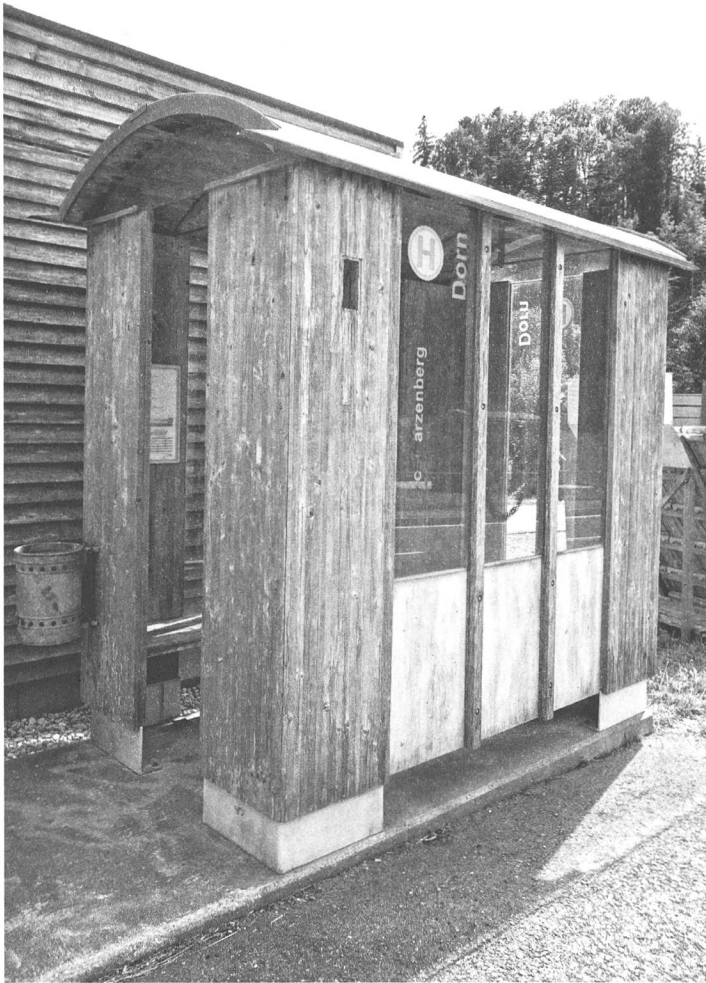
Später am Abend beweise ich ein weiteres Mal, dass ich absolut furchtbar im Networking bin. Im «Grosse Freiheit 36», wo früher die Beatles im Keller spielten, begegne ich im Vorbeigehen One-Sentence-Supervisor-Sänger Donat. Mittlerweile ist er auch bekannt als der Typ, der via Crowdfunding die Front einer grossen Schweizer Tageszeitung gekauft hat. Vor allem aber macht er wirklich spannende Musik und hat eine interessante Haltung. Wir «kennen» uns insofern, als ich einmal eine Supportshow für One Sentence Supervisor gespielt habe und wir uns ab und zu an Anlässen wie dem Reeperbahn-Festival über den Weg laufen. Dort sind wir nun beide mit Freunden unterwegs und schauen uns kurz mit diesem «Moment, den kenne ich doch»-Blick an. Letzten Endes will ich ihn aber nicht stören, nicke ihm nur kurz zu

und gehe weiter. Ich will ihn schliesslich nicht vergewaltigen. Und so wird das einzige Socializing-Gespräch, auf das ich wirklich Lust gehabt hätte, Opfer meiner Hemmungen.

Die meisten Namen – sowohl von Bands als auch Kollegen – die man beim Networking lernt, sind schnell wieder vergessen und was bleibt, ist nur eine Häufung des «Wir haben doch an der Reeperbahn darüber gesprochen»-Einstiegs in Mails. Und eine ganze Ladung Promo-CDs, was wohl die grösste Verschwendung der Musikindustrie ist. Es wäre naiv zu glauben, dass auch nur ein Viertel von ihnen angehört wird. Am Reeperbahn-Festival spielen hunderte Bands, und es ist absolut unmöglich, auch nur die Hälfte davon zu sehen. Und inmitten dieser Flut an Newcomern soll ich also auch noch Interesse für diejenigen heucheln, die nicht einmal hier auftreten, nur weil mir jemand ein Bier bezahlt. Vor lauter Bäumen hört man all die schrägen Vögel doch kaum. Und wer kauft schon Holz inmitten eines Waldes. Vielleicht lieber mal wieder privat an so ein Festival. Vielleicht lieber mal wieder einen Monolog hören. Und ganz genau hinschauen. Damit die wissen, dass wir wissen, dass sie es wissen.

Neil Nein, 1991, arbeitet als Musikjournalist und singt in der Punkband Bordeaux Lip. Er lebt in Winterthur.

Ein dachloses Häusle ohne Wände



Das alte Bushäuschen. Bild: Kurt Bracharz

Da überraschte mich doch neulich im Bregenzerwald ein Regenschauer. Eine richtige Überraschung war es zwar nicht, der Wetterbericht hatte am Morgen durchaus damit gerechnet, dass es tagsüber da und dort eine Zeitlang regnen könnte, aber ich habe es nun einmal nicht so mit Schirmen oder Regenmänteln, und ich hatte nicht einmal eine Mütze dabei. Es war auch kein wirkliches Problem, denn ich war mit dem gelben Landbus unterwegs und das Bushäuschen war von meinem Ziel, dem Gasthaus Alte Mühle in Schwarzenberg, keine fünf Gehminuten entfernt. Zu regnen begann es ziemlich genau, als ich wieder vor die Türe des Lokals trat, und die paar Meter hinauf zur Strasse, (die Alte Mühle war tatsächlich einst eine Wassermühle in einem Bachtobel), nahm die Tropfenanzahl pro Quadratmeter deutlich zu. Aber in drei Minuten war ich bei dem Bushäuschen und setzte mich auf die grobe Holzbank im Inneren. Jemand hatte einen grossen roten Smiley auf die Glasscheibe zur Strasse hin gemalt, durch den ich den vorbeifahrenden Autos zusah.

Dabei dachte ich mir, wie gut es war, dass ich hier am «Dorn» war und nicht an der Bushaltestelle «Bränden» in Krumbach. Dort hat der japanische Architekt Sou Fujimoto den Busstop gestaltet, als eines von sieben «Wartehüsle», die durch das Projekt BUS:STOP Krumbach von internationalen Architekturbüros entworfen und von Bregenzerwälder Handwerkern realisiert wurden. Krumbach ist ein 1000-Einwohner-Dorf mit grossen landwirtschaftlich genutzten

Grünflächen und unter Naturschutz gestellten Mooregebieten. Die Bushaltestelle im Dorfzentrum ist von lokalen Architekten entworfen worden, die Entwürfe zu den sieben BUS:STOP-Wartehüsle sind tatsächlich international konnotiert, von Architekturbüros aus Chile, Spanien, Belgien, China, Norwegen, Russland und Japan. Die Gemeinde Krumbach hat einen Folder dazu herausgegeben, in dem den etwa 300 Menschen, die sich für BUS:STOP engagiert haben – der Verein kultur krumbach, die Architekten, Partnerarchitekten, Handwerksbetriebe, Sponsoren, Unterstützer, Freunde – gedankt wird und die sieben Wartehüsle mit Foto und Beschreibung vorgestellt werden.

Ich kann es mir nicht verkneifen, aus den Texten zu zitieren: «Radic transferiert die Intimität in die Ausgesetztheit einer Bushaltestelle. Ein Stück «Stube» ausgeschnitten, in die Landschaft gesetzt, dem Kontext des Interieurs entfremdet. (...) Die geometrische Abstraktion einer triangulären Form könnte von Sol Lewitt geschaffen sein. Aber mittendrin eine Störung. Irgendein Handwerker hat in dieses Wandbild eine Türklinke montiert. Respektlos. Jetzt sehen wir den Ort des BUS:STOPs: eine spitzwinkelige Situation, drei Richtungen treffen sich. Ein poetischer Akt der Faltung von dreieckigen Flächen. (...) Gleichzeitig ist der Turm von geradezu archaischer Prägnanz.»

Man kann sich die Krumbacher Wartehäuschen im Internet ansehen, zum Beispiel auf krumbach.at/Bus_Stop_Krumbach/Haltestellen. Oder gleich live, in Vorarlberg floriert der Architekturtourismus ja nicht erst seit Zumthors Kunsthaus in Bregenz.

Bleibt noch zu erklären, warum ich mich in dem alten Häuschen am «Dorn» gefreut habe, nicht in «Bränden» warten zu müssen. Über Sou Fujimotos Wartehüsle heisst es im Folder, die Architektur solle sich «nicht der Natur angleichen, sie nicht imitieren, sondern in ihrer geometrischen Eigengesetzlichkeit der Natur den ihr zustehenden Raum gewähren. Mit diesem philosophischen Ansatz hat Architektur nicht mehr die Funktion des Schutzes. Sie ist ein offener Dialog mit der Natur. (...) Ein «Wald» aus wilden dünnen Stahlstangen. In dieser offenen Struktur windet sich eine Stiege in die Höhe. Nein, dieser BUS:STOP gewährt keinen Schutz vor der Witterung, er eröffnet dafür eine neue Dimension der Wahrnehmung von Ort, Raum und Natur.»

Fujimoto hätte mich also im Regen stehen gelassen. Ich verstehe eingestandenermassen nichts von Architektur, aber als häufiger Öffi-Benutzer in einem regenreichen Landstrich ein wenig von Bushäuschen. Auch kenne ich den alten Spruch: «Form follows function.» Das mag ja für Philippe-Starck-Zitronenpressen nicht gelten, aber an Wartestellen ist mir ein Wetterschutz doch lieber als eine neue Dimension der Wahrnehmung der Witterung.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Ost only (Frau Leuthard, treten Sie zurück!)

Zuerst ein Evergreen: Ein Stier und sein Filius stehen auf einer Anhöhe und blicken auf eine saftig grüne Wiese mit weidenden Kühen. Der Nachwuchs aufgeregt: «Komm, wir eilen hin und nehmen ganz viele davon.» Der Vater gelassen: «Mein Sohn, wir schlendern runter und nehmen sie alle.»

Thema Bundesrat und wir: Löblich die Ostschweizer Regierungskonferenz, die kürzlich die Bundesratsparteien bat, bei kommenden Bundesratsvakanz die Ostschweiz wieder zu berücksichtigen. Aber ehrlich: Ohne Masterplan wählt doch auch unsere Ostschweizer Truppe beim nächsten Ringelpiez der Bundesversammlung bloss wieder Kraut, Rüben und Kartoffelsäcke.

Darum geht der Thurgau ab sofort in den Lead. Als Konsequenz wird nächstmöglich jemand aus Mostindien in die Landesregierung gehievt. Denn insgesamt hatten wir bisher sowieso bloss drei Bundesräte – und schon seit über 82 Jahren keinen mehr. Dazwischen nur Trauerspiele.

Etwa im Jahr 2000: die Nichtwahl des damaligen SVP-Regierungsrats Roland Eberle. Oder 2008, als der Zürcher Ueli Maurer mit einer Stimme Unterschied den gemütlichen Thurgauer Nationalrat und Bauernpräsidenten Hansjörg Walter (ja, SVP) aus dem Rennen warf. Ein Lehrstück! Grauenhaft. Nicht nochmal. Wir sollten uns also auf einen fairen Deal einigen. Thurgau first, dann die Ostschweiz.

Hier ist der Plan: Die Amtsälteste Doris Leuthard (CVP) tritt nach ihrem Präsidialjahr 2017 und vor den regulären Wahlen 2019 ab. Das passt zeitlich und parteipolitisch hervorragend für die national sauber aufgestellte Thurgauer CVP-Ständerätin Brigitte Häberli (58). Oder, wenn es bitz jünger und linker sein soll: den CVP-Nationalrat und Sozialpolitiker Christian Lohr (54).

Der Thurgau unterstützt dafür nach dem Rücktritt von Johann Schneider-Ammann (FDP) die Wahl seiner St.Galler Parteikollegin (CVP-Furgler war hier der letzte Bundesrat), Ständerätin Katrin Keller-Sutter. Und für Ueli Maurer kommt der Thurgauer Finanzminister Köbi Stark, der wollte schon 2011.

Zwei Sitze reichen dem Thurgau ja. Danach Schaffhausen (hatten noch nie wen), Glarus (hatte einen bis 1878), Innerrhoden (zuletzt Koller bis 1999, Metzler bis 2003), Ausserrhoden (zuletzt Merz bis 2010) und Graubünden (zuletzt Widmer-Schlumpf bis 2015). Bis der Laden total unter Kontrolle des Ostens ist. Das erspart uns kollektiv peinliches Geflenne bei den Parteien. Wir nehmen einfach alle da oben. Sitze. Oder. Bitte, gern geschehen.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Erinnerungen auf der Konsumschiene

Nostalgie ist ein Arschloch. Ich weiss, viele versinken gerne in diesem Gefühl von wohligen Erinnern, schwimmen in einem Schaummeer aus Zitaten, Fotos, Tagebucheinträgen und «Weisch na?»-Aussagen. Ich nicht. Ich halte Nostalgie für einen trügerischen Hund, der vergangene Probleme romantisiert, schöne Momente glorifiziert und alles Geschehene seiner Komplexität beraubt. Ausserdem ist Nostalgie kitschig. Und ich meine nicht den coolen, blassrosa Porzellan-Kitsch.

Ich war also nur so semi-erpiicht darauf, acht Jahre nach meinem Abschluss wieder die Kanti zu betreten, die Kantonsschule Schaffhausen, an der ich, wie so viele, vier Teenagerjahre verbracht hatte. Für die «Schaffhauser Nachrichten» schrieb ich übers Kanti-Fest, das alle vier Jahre stattfindet. Jede Schulklasse gestaltet ein Zimmer zu einem Thema, verkleidet sich, verwandelt den Raum, macht die Kantonsschule für einen Abend zum verspielten Wunderland. Unter uns: Der Schreibauftrag war natürlich eine denkbar gute Ausrede dafür, da hinzugehen. Ich bin ja wie gesagt zu cool und zu erwachsen für Nostalgie. Begab mich aber trotzdem noch auf die Munotwiese, wo meine Gspänli aus der damaligen Kantiklasse sich trafen. Verspann mich dann trotzdem in «Weisch na?»-Erinnerungen und Romantisierungen der Teenagerjahre. Ist aber auch zu verlockend, so ein zur Nostalgie verdammt Anlass.

Unsere heitere Stimmung wurde dann aber bald gedämpft, als wir ans eigentliche Fest gingen. Es war genaugenommen mein drittes, in der ersten Kantiklasse sowie vier Jahre nach dem Abschluss bin ich auch an diesem Anlass gewesen; als grosse, kreative, leicht ausufernde und nicht zuletzt verfressene Veranstaltungen hatte ich die Ausgaben aus den Jahren 2012 und 2004 in Erinnerung. Umso irritierender war es zu erfahren, dass neu kein Essen mehr in den einzelnen Klassenzimmern verkauft und gegessen werden darf. Dafür gabs Food-Stände draussen. Food-Stände. Draussen. An etwas Zuckerwatte mümmelnd, standen wir leicht frierend auf dem Pausenhof, der jetzt eben zum Food-Stände-Hof verkommen war, und fragten uns, was sonst noch anders war. Denn irgendetwas war ganz klar anders. Haben wir uns verändert oder der Anlass? Ist er steifer geworden oder wir? Sind unsere Erinnerungen lebendiger, als es die Stunden damals waren?

Sie hätten «vom Konsum wegkommen» wollen, sagt Vreni Winzeler, die dieses Jahr das OK geleitet hat. (Irgendwie inkonsequent, dass der Eintritt ohne Legi dafür aber 35 Franken kostet. Konsumkritik geht anders.) Dafür wurden diejenigen Klassen mit den «besten» Zimmern mit dreistelligen Beträgen ausgezeichnet. Weg vom Konsum, hin zum Leistungsdruck. Mit Blick auf die Uhr realisierten meine Kanti-Gspänli und ich dann auch schnell die nächste Veränderung: Das Fest der Kantonsschule endete neu schon um Mitternacht. Aber hey, für nur fünf zusätzliche Franken konnte man sich noch einen Bändel für die Afterparty holen, die im Orient stattfand. Dass das Orient nicht gerade zu den Lieblingsclubs der Kantischülerinnen und -schüler gehört, ist zweitrangig, wenn man bedenkt, dass rund die Hälfte aufgrund der Altersbeschränkung gar nicht reindurfte. Und die andere Hälfte sich wartend ein Loch in den Bauch stand. Meine ehemaligen Klassengspänli und ich gehörten nicht dazu: Wir machten uns auf den Heimweg. Nicht, weil wir alt geworden waren. Sondern das Kantifest.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt unter anderem für die «Schaffhauser Nachrichten» und das LGBT-Magazin «Milchbuechli».

Gesellschaft für alle:

Behindert werden, behindert sein

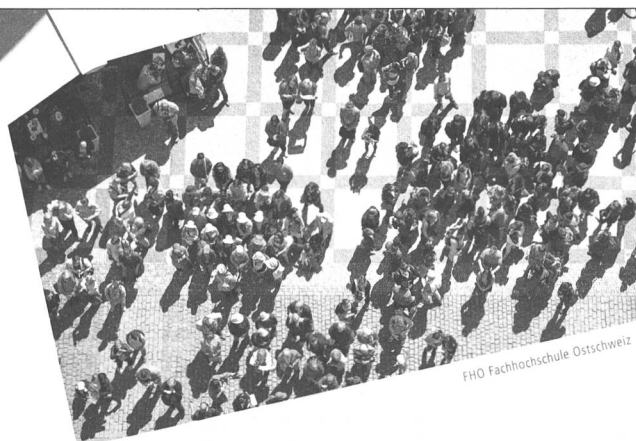
Ringvorlesung, 3. November bis 1. Dezember 2016

Fachhochschulzentrum St.Gallen

www.fhsg.ch/ringvorlesung-behinderung

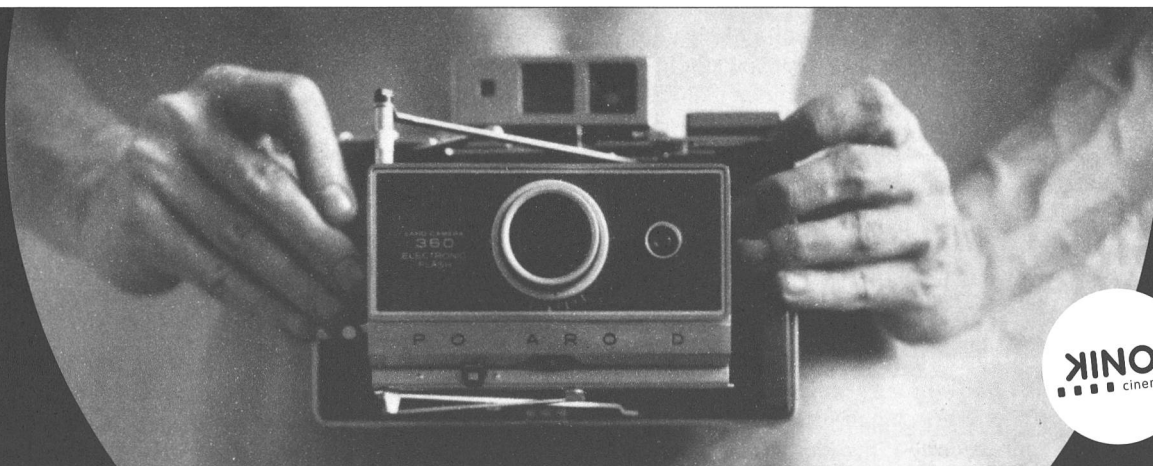
 **FHS St.Gallen**

 Hochschule
für Angewandte Wissenschaften



FHO Fachhochschule Ostschweiz

kinok | cinema | lokremise | st.gallen
grünbergstrasse 7 | res: 071 245 80 72



www.kinok.ch



Noch bis 13. Nov. 2016
Vanessa Billy «We Dissolve»

Führung:
Sonntag, 13. Nov.,
15 Uhr

26. Nov. 2016 bis 12. Feb. 2017
«Unmittelbare Konsequenzen»
Kevin Aeschbacher, Ramon
Feller, Nelly Haliti, Sophie Jung,
Jan Vorisek mit Anina Troesch

Eröffnung:
Freitag, 25. Nov.,
18 Uhr

Kunst Halle Sankt Gallen
Davidstrasse 40
9000 St. Gallen
www.k9000.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 12-18 Uhr
Sa/So 11-17 Uhr



Die Qual mit der Wahl

Demokratie sei eine Einrichtung, die es den Menschen gestatte, frei zu entscheiden, wer an allem schuld sein soll. Das habe mal ein geistreicher Kopf gesagt. Wer genau, ist sich das Internet allerdings nicht sicher. In Rapperswil-Jona ist der Schuldige gefunden: Erich Zoller. Regelrecht abgestraft worden ist der amtierende Stadtpräsident. Nur 2431 Bürger wählten den CVP-Amtsinhaber. Bei seiner ersten Wahl 2011 waren es noch rund 3400, trotz numerisch grösserer Konkurrenz und geringerer Wahlbeteiligung.

Blau und grün geärgert haben wird sich Zoller darüber, dass sein Intimfeind Bruno Hug fast 1500 Stimmen mehr machte als er. Aus vollen Rohren hatte Verleger Hug in seiner Gratiszeitung, den Obersee Nachrichten, gegen Zoller geschossen. Dieser glaubte, es komme wie 2011. Auch damals wütete Hug gegen ihn, trotzdem wurde Zoller knapp gewählt. Nun war alles anders. Und alle rieben sich die Augen. Inklusiv Hug. Eigentlich wollte er mit zwei parteilosen Mitstreitern ja nur Zoller abschiessen, dem er von Anfang an die Eignung absprach. Nun sollte er plötzlich selber die Stadt retten.

Nach drei schlaflosen Nächten entschied Hug, dass er doch nicht wollte. Obwohl er könnte. Aber mit 62 Jahren nicht mehr sollte. Zu seinem Glück war da noch FDP-Präsident Martin Stöckling. Im ersten Durchgang hatten die Freisinnigen noch zaghaft Erich Zoller die Treue gehalten. Nachdem Stöckling mit dem besten Resultat als nebenamtlicher Stadtrat gewählt war, fühlte sich der politisch ambitionierte 42-jährige Sohn von Ex-Regierungsrat Hans Ulrich Stöckling plötzlich zu Höherem berufen. Bei einem Telefonat mit Hug fiel der Satz: «Ich machs, Bruno, wenn du willst.» So schilderte es Bruno Hug an der gemeinsamen Pressekonferenz mit Stöckling, der bis vor Kurzem als Anwalt für ihn arbeitete.

Dass der Königsmörder Hug «seinen Adlaten» kampfflos installieren kann, wollte schliesslich die CVP nicht auf sich sitzen lassen. Der unerfahrene CVP-Parteipräsident hatte zwar bereits am Tag nach der Wahl verkündet, dass die Partei Erich Zoller weiter unterstütze, wenn dieser nochmals wolle. Erfahrenere Strategen wollten das aber offenbar nicht. So stand plötzlich der akute Kantonratspräsident Peter Göldi als christdemokratischer «Glücksfall» auf der Matte. Der wollte zwar nach 16 Jahren nicht mehr Gemeindepräsident in Gommiswald sein. Und hatte davon gesprochen, dass er sich künftig vermehrt Familie und Hobbys widmen wolle. Scheinbar sind diese aber nicht sehr spannend. Denn nun will er von Amtsmüdigkeit nichts mehr wissen, sondern sprüht wieder vor «Gestaltungswillen». Sein Problem: Auch Zoller tritt nochmals an. Der will zwar nicht mehr. Aber er muss, wenn er den finanziellen Fallschirm der Abwahlversicherung der Stadt erhalten will.

Dass er eigentlich auch noch wollte, merkte spät der parteilose Hubert Zeis, der im ersten Durchgang «einfach keine Zeit für Wahlkampf» finden konnte. Wenn vier Männer sich streiten, witterte zudem plötzlich eine grüne Frau ihre Chance. Rahel Würmli wollte zwar nach 12 Jahren nicht mehr Stadträtin sein. Stadtpräsidentin würde sie aber schon wollen, wenn sie könnte.

Viele Beobachter schütteln den Kopf. Einen Vorteil hat die Qual mit der Wahl. Über mangelnde Aufmerksamkeit kann sich die Stadt an der St.Galler Peripherie für einmal nicht beklagen.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Wir fordern die Rücknahme der Praxisverschärfung!



Wie ich in meiner letzten Kolumne geschrieben habe, fand am 15. und 16. Oktober der Event «Blackbox Eritrea» in der Roten Fabrik statt.

Am Samstagabend hatten wir die meisten Besucher – es waren fast 600 Menschen. Allgemein war der Event sehr spannend. Einerseits weil wir verschiedene Politiker*innen, Fachleute und Aktivist*innen aus Eritrea und der Schweiz eingeladen haben, andererseits weil so viele Interessierte und Medienleute gekommen sind. Ein wirklich gelungener Austausch!

Seit der Verschärfung der Asylpraxis im Juni 2016 müssen eritreische Flüchtlinge die Schweiz verlassen, wenn sie in Eritrea noch nie für den zeitlich weiterhin unbefristeten Nationaldienst aufgeboden wurden, von diesem befreit oder aus diesem entlassen worden sind. Damit erhält eine immer grössere Gruppe von Eritreer*innen einen negativen Asylentscheid mit Wegweisungsverfügung. Es sind die Schwächsten unserer Gesellschaft, darunter viele Minderjährige, die darunter leiden, die eigentlich am meisten Schutz von uns verdienen würden.

Ich finde, das zeugt von Verachtung für ein Volk. Nur um die Statistiken runterzuschrauben, will man gewissen Gruppen kein Asyl mehr gewähren. Statt diese Menschen in die Illegalität zu treiben, müsste man ihnen eine Aufenthaltsbewilligung geben und die Gelegenheit, sich zu integrieren. Denn als Sans-Papiers sind sie entrechtet und ihrer Würde beraubt. Sie leben als Nothilfe-Empfänger*innen ohne Perspektive in Asylzentren oder tauchen unter.

Im Rahmen unserer zweitägigen Veranstaltung «Blackbox Eritrea» starteten wir vom Eritreischen Medienbund Schweiz deshalb eine Petition. Wir fordern von Bundesrätin Simonetta Sommaruga und den Verantwortlichen des Staatssekretariats für Migration (SEM), dass sie die Praxisänderung vom Juni 2016 im Umgang mit eritreischen Flüchtlingen umgehend rückgängig machen – damit den eritreischen Flüchtlingen in der Schweiz weiterhin ein faires Asylverfahren gewährt werden kann.

Die Petition wurde am Samstagabend bereits von 200 Personen unterschrieben. Am 19. Oktober waren es bereits 484 Unterschriften. Am 10. Dezember 2016, am Internationalen Tag der Menschenrechte, werden wir die Petition Simonetta Sommaruga übergeben.

Mehr zur Petition: eritreischer-medienbund.ch

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor fünf Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rorschach und ist Textiltechnologie.